

rowohlt
e-BOOK

Cormac McCarthy

ROMAN

Grenzgänger



Cormac McCarthy

Grenzgänger

Roman

Aus dem Englischen von Hans Wolf

 rowohlt
e-BOOK

I

Als sie aus dem Grant County nach Süden zogen, war Boyd fast noch ein Kleinkind, und das frischgegründete County Hidalgo wiederum war kaum älter als er. In dem Land, das sie hinter sich gelassen hatten, ruhten die Gebeine einer Schwester und der Großmutter mütterlicherseits. Das neue Land war fruchtbar und wild. Man konnte auf direktem Weg nach Mexiko, ohne auf einen Zaun zu stoßen. Er hielt Boyd auf dem Sattelbug, erklärte ihm auf Spanisch und Englisch die Vögel und Tiere, die Eigenheiten der Landschaft. Im neuen Haus schliefen sie im Zimmer neben der Küche; nachts lag er manchmal wach, lauschte im Dunkel den Atemzügen seines schlafenden Bruders und flüsterte ihm dann halblaut zu, was er vorhatte und wie sie künftig leben würden.

Im ersten Winter wachte er nachts einmal auf und hörte im Hügelland westlich vom Haus ein paar Wölfe heulen; er wusste, sie strichen im Mondschein hinaus auf die frischverschneite Ebene, um Antilopen zu jagen. Er nahm die Breeches vom Fußbrett des Bettes, griff sich sein Hemd und den gefütterten Jagdmantel, holte die Stiefel unter dem Bett hervor, ging in die vom Ofen schwach erwärmte Küche und zog sich im Dunkeln an; dann hielt er die Stiefel ans

Fenster, prüfte, welches der rechte, welches der linke war, stieg hinein, stand auf, schritt zur Küchentür, trat hinaus in die Kälte und machte die Tür hinter sich zu.

Als er am Stall vorbeikam, begannen die Pferde leise zu wiehern. Sein Atem dampfte im bläulichen Licht, der Schnee knirschte unter den Stiefeln. Eine Stunde später kauerte er im ausgetrockneten, verschneiten Flussbett; er wusste, die Wölfe waren hier durchgekommen, er sah es an ihren Spuren im Schwemmsand, an ihren Spuren im Schnee.

Sie waren bereits draußen auf der Ebene, und als er dort, wo der Fluss südwärts ins Tal schwenkte, das Geröll überquerte, stellte er fest, dass auch sie hier hinübergelaufen waren. Auf Knien und Ellbogen, die Hände zum Schutz vor dem Schnee in den Ärmeln geborgen, kroch er voran und ging hinter dem letzten der kleinen dunklen Wacholderbäume, wo sich das breite Tal unter den Animas Peaks hinstreckte, lautlos in die Hocke, um zu verschlafen; dann richtete er sich langsam auf und hielt Ausschau.

Sie jagten über die Ebene und hetzten die Antilopen; die Antilopen huschten geisterhaft durch den Schnee, ausscherend, abdrehend, das trockene Pulver umwehte sie im eisigen Mondlicht, ihr Atem dampfte fahl in der Kälte, als brenne in ihnen ein Feuer, und die Wölfe wirbelten herum, machten kehrt, schnellten dahin, stumm wie Wesen

aus einer vollkommen anderen Welt. Sie liefen durchs Tal, liefen weit hinaus in die Ebene, bis sie inmitten der matten Weiße ganz klein waren und schließlich verschwanden.

Ihm war eiskalt. Er wartete. Es war völlig still. Sein Atem zeigte ihm die Windrichtung an; er beobachtete ihn, wie er aus ihm hervorströmte und verging, immer wieder in der Kälte verging; er wartete lange. Dann sah er sie kommen. Geschmeidig wirbelnd. Hüpfend. Ihre Schnauzen durchfurchten den Schnee. In geschmeidigen Sprüngen preschten sie heran, erhoben sich paarweise zu einem kurzen Tanz, liefen weiter.

Es waren sieben; sie schnürten vorüber, keine sechs Meter von dort, wo er lag. Er sah ihre Mandelaugen im Mondlicht. Hörte sie hecheln. Spürte die elektrisierende Gegenwart ihrer Schläue. Die Tiere liefen dicht an dicht, beschnüffelten und leckten einander. Dann blieben sie stehen. Mit aufgestellten Lauschern. Manche mit der Vorderbrante in Brusthöhe. Sie sahen ihn an. Er atmete nicht. Sie atmeten nicht. Sie standen nur da. Dann drehten sie ab und trotteten friedlich weiter. Als er zum Haus zurückkehrte, war Boyd bereits wach, aber er sagte dem Jungen nicht, wo er gewesen war und was er gesehen hatte. Er sagte niemandem etwas.

In dem Winter, als Boyd vierzehn wurde, waren die Bäume im ausgetrockneten Flussbett schon frühzeitig kahl; der Himmel war Tag für Tag grau, und die Bäume stachen

hell dagegen ab. Ein kalter Wind wehte von Norden her, und die Erde trieb vor Topp und Takel einer Position zu, die erst dann im Logbuch verzeichnet werden würde, wenn alle Rechtsansprüche lange verfallen wären, das ist der Gang der Geschichte. Unterhalb des Hauses, an der auswärts gekehrten Flussschleife, stand eine dichte Pappelgruppe, deren Äste wie bleiche Knochen wirkten und an deren Stämmen sich schon die helle, grüne oder dunklere Rinde ablöste; es waren sehr wuchtige Bäume darunter: Am anderen Ufer befand sich ein Stumpf, auf dessen hölzerner Fläche die Viehhirten in früheren Wintern ein zwei Quadratmeter großes Vorratszelt aufgestellt hatten. Er ritt hinaus, um Holz zu holen, und beobachtete dabei seinen Schatten, die Schatten des Pferdes und Schleppschlittens, wie sie von Baum zu Baum über die Stämme wanderten. Die Axt in der Hand, wie ein Wächter des bereits gesammelten Holzes, saß Boyd zwischen den Schleppstangen und spähte blinzelnd nach Westen, wo unter den kahlen Bergen die Sonne in einem ausgetrockneten roten See brodelte, wo in der vorgelagerten Ebene die Silhouetten der Antilopen, umgeben von Rindern, wippend dahinschritten.

Sie zogen durchs trockene Laub im Flussbett und ritten so lange weiter, bis sie auf einen Kolk oder Tümpel stießen; dort saß er ab und tränkte das Pferd, während Boyd losmarschierte und das Ufer nach Spuren von Bisamratten

absuchte. Der auf den Fersen kauernde Indianer, an dem er dabei vorbeikam, blickte nicht auf; als Boyd ihn bemerkte und sich hinüberdrehte, ruhte der Blick auf dem Gürtel des Jungen und hob sich erst, als Boyd stehen blieb. Der Junge hätte die Hand ausstrecken und den Indianer berühren können. Er war ihm nicht aufgefallen, obwohl der Mann ganz ungedeckt vor dem Schilfrohr hockte. Eine alte einschüssige 32er Büchse auf den Knien, hatte er in der Dämmerung darauf gelauert, dass irgendein Stück Wild zum Trinken an den Tümpel kam. Er sah Boyd in die Augen. Boyd sah in seine. Augen, so dunkel, als wären sie nur Pupillen. Augen, in denen die Sonne unterging. In denen der Junge neben der Sonne stand.

Ihm war neu, dass man in den Augen anderer sich selbst oder etwas wie Sonnen sehen konnte. Zweifach stand er in diesen dunklen Brunnen, mit lichthellem Haar, ganz schmal und fremd, ein und derselbe Junge. Wie verschollene Blutsverwandte hinter den Fenstern zu einer anderen Welt, wo die rote Sonne immer und ewig unterging. Als ob sich die Waisenkinder seines Herzens auf ihrer Lebensreise in einem Labyrinth verirrt hätten und schließlich hinter der Mauer dieses uralten Blicks gelandet wären, von wo es kein Zurück mehr gab.

Von dort, wo er stand, konnte er seinen Bruder und das Pferd nicht sehen. Er sah Ringe träge durchs Wasser ziehen, hinter dem Schilf hervor, wo das Pferd trank, sah,

wie sich an den hageren, bartlosen Wangen des Indianers sacht die Muskeln spannten.

Der Indianer wandte sich ab und spähte hinüber zum Tümpel. Das einzige Geräusch war das vom Pferdemaul tropfende Wasser. Er drehte sich wieder dem Jungen zu.

Du kleiner Drecksack, sagte er.

Hab doch gar nichts gemacht.

Wer ist denn da noch?

Mein Bruder.

Und wie alt ist der?

Sechzehn.

Der Indianer richtete sich auf. Richtete sich unvermittelt und mühelos auf, lugte hinüber zum Tümpel, wo Billy neben dem Pferd stand, und wandte sich dann wieder Boyd zu. Er trug einen alten zerlumpten Umhang und einen alten schmierigen Stetson, dessen Kopf unförmig ausgebeult war; seine Stiefel waren mit Draht zusammengeflickt.

Was macht ihr hier?

Holz holen.

Habt ihr was zu essen dabei?

Nein.

Wo wohnt ihr?

Der Junge zögerte.

Ich hab gefragt, wo ihr wohnt.

Der Junge deutete flussabwärts.

Wie weit?

Weiß nicht.

Du kleiner Drecksack.

Der Indianer schulterte die Büchse und marschierte los; vor dem Tümpel blieb er stehen und bedachte Billy und das Pferd mit einem forschenden Blick.

Tag, sagte Billy.

Der Indianer spuckte aus. Habt wohl alles verscheucht hier, was?, sagte er.

Wir haben nicht gewusst, dass hier jemand ist.

Und ihr habt nichts zu essen dabei?

Nein, Sir.

Wo wohnt ihr?

Ungefähr zwei Meilen den Fluss runter.

Habt ihr zu Haus was zu essen?

Ja, Sir.

Wenn ich mal komm, bringt ihr mir dann was raus?

Können ruhig zu uns rein. Mama gibt Ihnen was.

Lieber nicht. Ich will, dass ihr mir was rausbringt.

Okay.

Also, bringt ihr mir was?

Ja.

Gut.

Billy stand da und hielt das Pferd. Das Tier ließ den Indianer nicht aus den Augen. Boyd, sagte Billy. Komm jetzt.

Habt ihr Hunde?

Bloß einen.

Könntest du den dann wegsperren?

Ja. Klar.

Sperr ihn irgendwo ein, dass er nicht bellt.

Okay.

Hab nämlich keine Lust, 'ne Kugel abzukriegen.

Ich sperr ihn weg.

Gut.

Auf geht's, Boyd. Wir müssen.

Boyd stand auf der anderen Seite des Tümpels und blickte herüber.

Komm schon. Wird gleich dunkel.

Mach mal schön, was dein Bruder sagt, sagte der Indianer.

Wir haben Ihnen doch nichts getan.

Los jetzt, Boyd. Gehn wir.

Boyd überquerte die Kiesbank und kletterte zwischen die Schleppstangen.

Hier rauf, sagte Billy.

Boyd stieg wieder aus dem bereits gesammelten Holz und drehte sich nochmal nach dem Indianer um; dann langte er nach oben, griff die ausgestreckte Hand seines Bruders und schwang sich hinter ihm aufs Pferd.

Und wo finden wir Sie?, sagte Billy.

Der Indianer, die Büchse quer über der Schulter, stand da und ließ die Hände über die Waffe baumeln. Immer dem

Mond nach, sagte er.

Und wenn er nicht scheint?

Der Indianer spuckte aus. Dann würd ich ja wohl nicht sagen, immer dem Mond nach, oder? Also los jetzt, haut ab.

Der Junge gab dem Pferd die Hacken, und sie ritten zwischen den Bäumen hindurch los. Die Schleppstangen trieben mit trockenem Rascheln kleine Schwaden aus welkem Laub vor sich her. Die Sonne tief im Westen. Der Indianer sah ihnen nach. Der Jüngere, das Gesicht rot in der Sonne, die fast weißen Haare rosa, hatte den Arm um die Hüfte des Bruders gelegt. Billy hatte ihm wohl verboten, sich umzudrehen, denn er blickte nicht mehr zurück. Als sie das trockene Flussbett hinter sich hatten und über die Ebene ritten, lag die Sonne bereits hinter den Gipfeln der Peloncillo Mountains; der westliche Himmel leuchtete dunkelrot unter den Wolkenriffen. Sie folgten südwärts dem ausgetrockneten Flusslauf, und als Billy den Kopf wandte, sah er eine halbe Meile hinter ihnen den Indianer, die Büchse locker in der Hand, durch die Dämmerung ziehen.

Wieso guckst du zurück?, sagte Boyd.

Bloß so.

Sollen wir ihm wirklich was zu essen bringen?

Ja. Glaub schon.

Das heißt aber noch lang nicht, dass es 'ne gute Idee ist, sagte Boyd.

Weiß ich.

Er kniete im Vorderzimmer auf einem Stuhl und sah durchs Fenster den Nachthimmel an. Die ersten Sterne waren aus dem über den Süden gewölbten Dunkel gestanzt und hingen im kahlen Flechtwerk der Bäume am Flussufer. Das Licht des noch nicht aufgegangenen Mondes lag als schweflicher Schleier über dem östlichen Tal. Er beobachtete, wie das Licht an den Rändern der einsamen Prärie nach oben sickerte, wie die weiße Mondkuppel, einer dicken Membran gleich, aus dem Boden tauchte. Dann stieg er vom Stuhl und ging seinen Bruder holen.

Billy hatte ein paar Steakbrötchen und eine Blechtasse mit Bohnen in ein Tuch gewickelt und hinter den Töpfen im Regal neben der Küchentür versteckt. Er schickte Boyd voraus, blieb horchend stehen und ging dann dem Bruder nach. Als sie am Räucherhaus vorbeikamen, begann der Hund zu winseln und an der Tür zu kratzen; Billy hieß ihn still sein, der Hund verstummte. Tief niedergeduckt tappten sie am Zaun entlang und schlichen dann zu den Bäumen hinunter. Als sie am Fluss ankamen, stand der Mond schon ziemlich hoch; der Indianer, die Büchse wieder wie ein Joch über dem Nacken, erwartete sie bereits. Sein Atem war in der Kälte zu sehen. Er wandte sich um, und sie folgten ihm übers Geröll zum anderen Ufer und über die Viehtrift längs der Weide flussabwärts. Der Geruch von

brennendem Holz lag in der Luft. Eine Viertelmeile unterhalb des Hauses, zwischen den Pappeln, erreichten sie schließlich das Lagerfeuer; der Indianer lehnte die Büchse an einen Baumstamm, drehte sich um und blickte die beiden an.

Bringt's her, sagte er.

Billy trat ans Feuer, nahm das Bündel aus der Armbeuge und reichte es ihm. Der Indianer nahm es entgegen, hockte sich so mühelos, als wäre er eine Marionette, vors Feuer, legte das Tuch vor sich auf den Boden und wickelte es auf; dann stellte er die Tasse mit den Bohnen zum Wärmen neben die Glut, nahm eines der Steakbrötchen und biss hinein.

Die Tasse wird schwarz, sagte Billy. Ich muss sie wieder mit heimnehmen.

Der Indianer kaute, die Augen halb geschlossen im Feuerschein. Gibt's bei euch keinen Kaffee?, sagte er.

Bloß ungemahlenen.

Könnt ihr ihn nicht mahlen?

Das würd jemand hören.

Der Indianer steckte sich die zweite Hälfte des Brötchens in den Mund, beugte sich ein Stück vor, zog irgendwo aus seiner Kleidung ein Jagdmesser hervor und rührte damit die Bohnen um; dann hob er den Blick zu Billy, zog, als streiche er ein Rasiermesser ab, beide Seiten der Klinge langsam über die Zunge und rammte das Messer

anschließend in den Baumstamm neben dem Feuer.

Wie lang wohnt ihr schon hier?, sagte er.

Zehn Jahre.

Zehn Jahre. Gehört das Land eurer Familie?

Nein.

Der Indianer streckte die Hand aus, griff sich das zweite Brötchen, biss mit den breiten weißen Zähnen ab und hockte dann kauend da.

Wo kommen Sie her?, sagte Billy.

Von überall.

Und wo wollen Sie hin?

Der Indianer beugte sich vor, zog das Messer aus dem Baumstamm, rührte nochmal die Bohnen um und leckte wieder die Klinge ab; dann schob er das Messer durch den Henkel der schwärzlich verfärbten Tasse, nahm sie vom Feuer, stellte sie vor sich auf den Boden und begann mit dem Messer die Bohnen zu essen.

Was gibt's bei euch sonst noch?

Sir?

Ich hab gesagt, was gibt's bei euch sonst noch?

Bedächtig kauend und mit halb geschlossenen Augen hob der Indianer den Kopf und betrachtete die beiden im Feuerschein stehenden Jungen.

Was soll's denn geben?

Irgendwas. Was ich vielleicht verkaufen kann.

Wir haben sonst nichts.

Ihr habt sonst nichts.

Nein, Sir.

Der Indianer kaute.

Wohnt ihr in einem leeren Haus?

Nein.

Dann müsst ihr doch noch was haben.

Höchstens Möbel und so Zeug. Küchenzeug.

Gibt's bei euch auch Gewehrpatronen?

Ja, Sir. Ein paar.

Welches Kaliber?

Keins für Ihre Büchse.

Welches Kaliber?

44-40.

Dann bring mir doch mal was davon.

Der Junge nickte zu der am Baum lehenden Büchse hinüber. Das ist aber keine 44-40er.

Spielt keine Rolle. Munition lässt sich tauschen.

Ich kann Ihnen keine Patronen bringen. Würd der alte Herr bestimmt merken.

Wieso hast du dann davon angefangen?

Ich glaub, wir gehn lieber, sagte Boyd.

Wir müssen die Tasse wieder mitnehmen.

Was gibt's bei euch sonst noch?, sagte der Indianer.

Nichts, sagte Boyd.

Dich hab ich nicht gefragt. Was gibt's bei euch sonst noch?

Keine Ahnung. Mal sehn, was ich finden kann.

Der Indianer steckte sich die andere Hälfte des zweiten Brötchens zwischen die Lippen. Er hob die Tasse und kippte sich die restlichen Bohnen in den Mund; dann strich er mit dem Finger durch die Tasse, leckte ihn ab und stellte die Tasse wieder auf den Boden.

Bring mir was von dem Kaffee, sagte er.

Ich kann ihn aber nicht mahlen, das würd jemand hören.

Dann bring ihn so. Ich zerkleiner ihn mit einem Stein.

Okay.

Den Jungen lässt du hier.

Wozu?

Zur Gesellschaft.

Zur Gesellschaft.

Geht nicht.

Werd ihm schon nichts tun.

Natürlich nicht. Er bleibt ja auch nicht hier.

Der Indianer sog an den Zähnen. Habt ihr Fallen?

Nein.

Der Indianer sah auf und musterte die beiden. Er sog schmatzend an seinen Zähnen. Dann mal los, sagte er. Aber vergesst nicht den Zucker.

Okay. Die Tasse bitte.

Die kriegst du, wenn ihr zurück seid.

Auf der Viehtrift angelangt, drehte sich Billy nach Boyd und nach dem Feuerschein zwischen den Bäumen um.

Draußen über der Ebene war das Mondlicht so hell, dass man das Vieh zählen konnte.

Wir bringen ihm doch keinen Kaffee, oder?, sagte Boyd.
Nein.

Was machen wir mit der Tasse?

Nichts.

Und wenn Mama danach fragt?

Sag ich ihr einfach die Wahrheit. Dass ich sie 'nem Indianer gegeben hab. Dass ein Indianer bei uns vorbeigekommen ist und ich sie ihm geschenkt hab.

Okay.

Krieg bestimmt Ärger, weil du dabei warst.

Ich krieg bestimmt noch mehr Ärger.

Sag ihr einfach, ich hab's getan.

Mach ich.

Sie gingen über das offene Gelände auf den Zaun und die Lichter im Haus zu.

Wir hätten gar nicht erst rausgehn sollen, sagte Boyd.

Billy gab keine Antwort.

Stimmt's?

Ja.

Wieso haben wir's dann getan?

Keine Ahnung.

Es war noch dunkel, als ihr Vater am nächsten Morgen zu ihnen hereinkam.

Billy, sagte er.

Der Junge setzte sich im Bett auf und sah zu seinem vom Küchenlicht umrahmten Vater hinüber.

Was macht denn der Hund im Räucherhaus?

Hab vergessen, ihn rauszulassen.

Du hast vergessen, ihn rauszulassen?

Ja, Sir.

Und was hat er dadrin zu suchen?

Billy schwang sich aus dem Bett auf den kalten Fußboden und griff nach seinen Kleidern. Ich lass ihn raus, sagte er.

Sein Vater blieb noch einen Moment in der Tür stehen; dann machte er wieder kehrt, verschwand durch die Küche und durch den Flur. Im Lichtschein der offenen Tür sah Billy seinen Bruder im anderen Bett zusammengekrümmt schlafen. Er zog sich die Hose an, klaubte seine Stiefel vom Boden und marschierte nach draußen.

Als er die Tiere gefüttert und getränkt hatte, war es bereits hell; er sattelte Bird, saß auf und ritt aus dem Stall zum Fluss hinunter, um den Indianer zu suchen oder nachzusehen, ob er noch da war. Der Hund lief dicht hinter dem Pferd. Sie zogen über die Weide, dann flussabwärts und zwischen den Bäumen hindurch. Billy zügelte das Pferd und hielt an. Der Hund blieb neben ihm stehen, witterte, prüfte, machte sich mit bebender Schnauze ein Bild von den Ereignissen der vorangegangenen Nacht. Der Junge ließ das Pferd weitergehen.

Kurz darauf erreichte er das Lager des Indianers; das Feuer war erloschen und schwarz. Das Pferd warf den Kopf und trat nervös auf der Stelle; der Hund, die Nase am Boden, tappte mit gesträubtem Nackenfell um die kalte Asche herum.

Als Billy nach Hause kam, hatte seine Mutter bereits das Frühstück fertig; er hängte den Hut auf, zog sich den Stuhl heran und begann Rührei auf seinen Teller zu löffeln. Boyd aß schon.

Wo ist Pap?, sagte Billy.

Erst das Tischgebet, sagte seine Mutter. Vorher wird mir nichts angerührt.

Ja, Mam.

Er senkte den Kopf und sprach in Gedanken das Gebet; dann griff er nach einem Brötchen.

Wo ist Pap?

Im Bett. Er hat schon gegessen.

Wann hat er sich hingelegt?

Ungefähr vor zwei Stunden. Er ist die ganze Nacht durchgeritten.

Wieso?

Wahrscheinlich, weil er heimwollte.

Und wie lang schläft er?

Na, wahrscheinlich, bis er aufwacht. Du stellst ja noch mehr Fragen wie Boyd.

Das Erste hab ich doch gar nicht gefragt, sagte Boyd.

Nach dem Frühstück gingen die Jungen hinaus zum Stall.
Was meinst du, wo er hin ist?, sagte Boyd.

Weitergezogen.

Wo er wohl herkommt?

Keine Ahnung. Er trägt mexikanische Stiefel. Jedenfalls was noch davon übrig ist. Zieht wahrscheinlich einfach nur durch die Gegend.

Man kann nie wissen, was so'n Indianer vorhat, sagte Boyd.

Was weißt denn du von Indianern, sagte Billy.

Na, weißt du's vielleicht?

Man kann eh nie wissen, was einer vorhat.

Am Stallpfosten hing ein Eimer voller Werkzeug und Bürsten; Boyd fischte einen alten abgewetzten Schraubenzieher heraus, nahm ein Strickhalfter von der Anbindestange, öffnete die Box, in der sein Pferd stand, ging hinein, legte dem Tier das Halfter an und führte es nach draußen. Er machte den Strick mit einem halben Stek an der Stange fest und strich dem Pferd mit der Hand über den Vorderfuß, bis es den Huf hob; dann säuberte er die Strahlenfurche, sah sich den Huf genau an und ließ ihn wieder hinunter.

Zeig mal, sagte Billy.

Ist alles okay.

Zeig trotzdem mal.

Guck doch selber nach.

Billy hob den Huf, hielt ihn sich zwischen die Knie und begutachtete ihn. Sieht scheint's okay aus, sagte er.

Sag ich ja.

Führ ihn mal rum.

Billy löste den Strick, führte das Pferd durch die Banse und wieder zurück.

Und jetzt deinen Sattel, sagte Billy.

Okay, wenn du meinst.

Boyd holte den Sattel aus der Sattelkammer, warf dem Pferd den Woilach über, legte behutsam den Sattel auf, rückte ihn zurecht, zog den Riemen hoch, befestigte den Gurt und stand dann abwartend da.

Hättst ihm von Anfang an beibringen müssen, sagte Billy. Gib ihm doch mal'n Klaps, dass er endlich die Luft rauslässt.

Nein, sagte Boyd. Er gibt mir ja auch keinen.

Billy spuckte in die trockene Streu auf dem Stallboden. Die Jungen warteten. Dann schnaufte das Pferd durch. Boyd zurrte den Gurt fest und schnallte ihn zu.

Den ganzen Vormittag ritten sie die Ibañez-Weide ab und überprüften das Vieh. Die Kühe, eine buntfarbige Herde mit hohen Beinen und scheckigem Gesichtshaar, teils mexikanische Rinder, teils Langhörner, hielten Abstand und blickten ebenso prüfend herüber. Zur Essenszeit kehrten die Jungen zurück, eine einjährige Färse im Schlepp, die sie in den Korral oberhalb des Stalles führten, damit sie der

Vater sich später ansehen konnte; anschließend gingen sie ins Haus und wuschen sich. Der Vater hockte bereits am Tisch. Jungs, sagte er.

Setzt euch, sagte die Mutter. Sie stellte eine Platte mit gebratenen Steaks auf den Tisch. Eine Schüssel Bohnen. Nach dem gemeinsamen Gebet reichte sie dem Vater die Platte; er gabelte sich eines der Steaks auf den Teller und gab die Platte an Billy weiter.

Pap sagt, auf dem Weideland treibt sich ein Wolf rum, sagte die Mutter.

Billy saß mit erhobenem Messer da und hielt die Platte fest.

Ein Wolf?, sagte Boyd.

Der Vater nickte. 'ne Wölfin. Hat'n ziemlich großes Kalb gerissen, am obern Ende von Foster Draw.

Wann?, sagte Billy.

Vor gut 'ner Woche. Der jüngste von den Oliver-Söhnen hat ihre Spur in den Bergen verfolgt. Sie kommt aus Mexiko. Ist über den San-Luis-Pass, dann am Westhang der Animas lang, oben durch Taylor's Draw, von dort runter durchs Tal und danach wieder hoch in die Peloncillos. Direkt in'n Schnee. Dort, wo sie's Kalb gerissen hat, waren's fünf Zentimeter.

Woher weißt du denn, dass es 'ne Wölfin ist?, sagte Boyd.

Na, woher weiß er das wohl?, sagte Billy.

Sieht man an der Art, wie sie ihr Geschäft gemacht hat,

sagte der
Vater.

Aha, sagte Boyd.

Und jetzt?, sagte Billy.

Tja, am besten, wir schnappen sie uns. Oder nicht?

Ja, Sir.

Wenn der alte Echols noch da wär, der tät sie bestimmt kriegen, sagte Boyd.

Mr. Echols.

Wenn Mr. Echols noch da wär, der tät sie bestimmt kriegen.

Ja, wahrscheinlich. Aber er ist nicht mehr da.

Nach dem Essen ritten sie zu dritt zur neun Meilen entfernten SK-Bar-Ranch; vor dem Wohnhaus hielten sie an und machten sich durch lautes Rufen bemerkbar.

Mr. Sanders' Enkelin sah heraus und ging dann den Alten holen; kurz darauf hockten sie auf der Veranda, und der Vater erzählte Mr. Sanders von der Wölfin. Die Ellbogen auf den Knien, den Blick unverwandt auf die Bodenbretter zwischen den Stiefeln gerichtet, saß Mr. Sanders da, nickte und klopfte mit dem kleinen Finger hie und da die Asche von seiner Zigarette. Als der Vater fertig war, hob der Alte den Kopf. Er hatte sehr schöne tiefblaue Augen, halb verborgen in den ledernen Furchen seines Gesichts. Als seien sie etwas, dem die Rauheit des Landes nichts

anhaben konnte.

Echols' Fallen und die andern Sachen sind noch in der Hütte, sagte er. Er hätte bestimmt nix dagegen, dass ihr das Zeug benutzt.

Er schnippte die Kippe in den Hof, lächelte den beiden Jungen zu, legte die Hände auf die Knie und stand auf.

Ich hol mal die Schlüssel, sagte er.

Sie schlossen die Hütte auf; es war dunkel und muffig darin und roch nach Wachs, wie das Fleisch eines frischerlegten Tiers. Der Vater blieb einen Moment in der Tür stehen; dann trat er ein. Im Vorderzimmer standen ein altes Sofa, ein Bett, ein Schreibtisch. Die drei marschierten durch die Küche und weiter nach hinten zum Abstellraum. Dort, im staubigen Licht des kleinen Fensters, auf Brettern aus grob zurechtgesägtem Kiefernholz, stand eine Batterie von Einmachgläsern, alten Chemikalienflaschen und Kolben mit eingeschliffenen Glasstöpseln, alle beklebt mit uralten achteckigen und rotgeränderten Etiketten, auf denen Echols säuberlich Inhalt und Datum vermerkt hatte. In den Gefäßen dunkle Flüssigkeiten. Getrocknete Organe. Leber, Galle, Nieren. Die Innereien des Tiers, das vom Menschen träumt und seit über hunderttausend Jahren immer nur diesen Traum von Flucht träumt. Den Traum vom bösen geringeren Gott, der, bleich, nackt und fremdartig geworden, seine Familie und Sippe metzelt und aus dem gemeinsamen Haus vertreibt. Ein unersättlicher Gott, den

weder Nachgeben noch Unmengen Blut beschwichtigen können. Staub umwob die Gefäße; das Licht dazwischen machte aus dem kleinen Raum mit den Glasbehältern eine bizarre Basilika, einem Brauch geweiht, der unter den Menschen ebenso rasch aussterben würde wie das Tier, dem er seine Existenz verdankte. Der Vater nahm eine der Flaschen in die Hand, drehte sie hin und her und stellte sie dann wieder genau an ihren von Staub umgebenen Platz. Auf einem unteren Brett lag eine hölzerne Munitionskiste mit gezinkten Ecken, in der sich ein gutes Dutzend unetikettierte Fläschchen oder Phiolen befand. Auf dem Kistendeckel stand, mit Rotstift geschrieben, *Matrix Nr. 7*. Der Vater hob eine der Phiolen ins Licht, schüttelte sie, drehte den Korken heraus und hielt sich das offene Fläschchen unter die Nase.

Allmächtiger, flüsterte er.

Lass mal riechen, sagte Boyd.

Nein, sagte der Vater. Er steckte das Gefäß in die Tasche; dann suchten sie nach den Fallen, konnten sie aber nirgends finden, weder in der Hütte noch draußen auf der Veranda oder im Räucherhaus. Dort entdeckten sie an der Wand schließlich ein paar alte langfedrige Kojotenfallen Größe drei, das war alles.

Sie müssen hier irgendwo sein, sagte der Vater.

Sie fingen wieder von vorn an. Nach einer Weile kam Boyd aus der Küche.

Ich hab sie, sagte er.

Sie befanden sich in zwei Holzkisten, über denen Brennholz gestapelt war. Die Fallen waren mit etwas eingefettet, vielleicht mit Schweineschmalz; dicht an dicht, wie Heringe, lagen sie in den Kisten.

Wieso hast du da überhaupt druntergeguckt?, sagte der Vater.

Du hast doch gesagt, sie müssen irgendwo sein.

Der Vater breitete ein paar alte Zeitungen über den linoleumbedeckten Küchenboden und packte die Fallen aus. Die Ketten waren um sie herumgeschlungen, die Federn aus Platzgründen nach innen gebogen. Er wickelte eine der Ketten ab; sie war mit Fett verschmiert und rasselte dumpf. Am einen Ende befand sich ein Anker, am anderen ein Ring mit den Stellhaken, der die mächtigen Bügel hielt. Die drei hockten da und schauten die Falle an. Sie war sehr groß. Das Ding sieht ja aus wie 'ne Bärenfalle, sagte Billy.

Ist aber 'ne Wolfsfalle. 'ne Newhouse, Größe viereinhalb.

Der Vater legte acht davon auf den Fußboden und wischte sich mit Zeitungspapier das Fett von den Händen. Dann machten sie die Kisten zu und stapelten das Brennholz darüber, sodass alles wieder so war, wie Boyd es vorgefunden hatte. Der Vater ging nochmal in den Abstellraum; als er zurückkam, hatte er eine kleine Holzkiste mit Fliegendrahtboden, eine Papiertüte

Holzspäne und einen Tragekorb für die Fallen dabei. Die drei marschierten nach draußen, schlossen die Hüttentür mit dem Vorhängeschloss ab, banden die Pferde los, saßen auf und ritten zurück zum Wohnhaus.

Mr. Sanders kam heraus auf die Veranda; sie stiegen nicht aus dem Sattel.

Bleibt doch zum Abendessen, sagte der Alte.

Danke. Wir müssen wieder.

Na gut.

Hab mir acht von den Fallen genommen.

Okay.

Mal sehn, wie sich's macht.

Tja. Da hast du wohl ganz schön zu tun. Die Wölfin iss erst seit kurzem hier in der Gegend; hat bestimmt noch keine festen Gewohnheiten.

Echols hat gesagt, das haben die Viecher eh nicht mehr.

Na, der muss es wissen. Iss ja selber schon beinah'n Wolf.

Der Vater nickte. Er drehte sich im Sattel ein Stück zur Seite und spähte hinaus in die Landschaft. Dann wandte er sich wieder dem Alten zu.

Hast du mal an dem Zeug gerochen, mit dem er sie ködert?

Allerdings. Hab ich.

Der Vater nickte. Er hob die Hand und wendete sein Pferd; dann ritten die drei zur Straße.

Nach dem Abendessen stellten sie eine Zinkwanne auf den Herd, kippten ein paar Eimer Wasser hinein, gaben einen Schöpflöffel Lauge dazu und kochten die Fallen aus. Sie hielten das Feuer in Gang, bis es Zeit war, schlafen zu gehen; dann wechselten sie das Wasser, legten die Fallen zusammen mit den Holzspänen wieder in die Wanne, stopften den Herd mit Scheiten voll und zogen sich anschließend zurück. Nachts wachte Boyd einmal auf; er lag im Dunkeln, lauschte in die Stille, hörte den Herd knistern, das Haus im Präriewind knarren. Als er den Kopf wandte, stellte er fest, dass Billys Bett leer war; nach einer Weile stand er auf und tappte zur Küche. Billy saß auf einem der Küchenstühle, mit der Rückenlehne nach vorn, am Fenster. Die Arme über der Lehne verschränkt, betrachtete er den Mond über dem Fluss, die Uferbäume und die Berge im Süden. Er drehte sich um und blickte seinen in der Tür stehenden Bruder an.

Was machst du denn da?, sagte Boyd.

Hab das Feuer geschürt.

Und nach was guckst du?

Nach nichts. Gibt nichts zu gucken.

Wieso hockst du dann hier?

Billy gab keine Antwort. Nach einer Weile sagte er: Geh wieder schlafen. Ich komm gleich nach.

Boyd trat näher. Vor dem Küchentisch blieb er stehen. Billy drehte sich herüber und sah seinen Bruder an.

Was hat dich überhaupt aufgeweckt?, sagte er.

Du.

Ich war doch ganz still.

Ich weiß.

Als Billy am nächsten Morgen aufstand, saß sein Vater bereits am Küchentisch; er hatte eine Lederschürze im Schoß, trug ein Paar alte Wildlederhandschuhe und rieb eines der Tritteisen mit Bienenwachs ein. Die übrigen Fallen lagen auf einem Kalbsfell auf dem Boden; sie schimmerten in tiefem Blauschwarz. Der Vater hob den Blick, zog die Handschuhe aus, verstaute sie mitsamt Falle in seiner Schürze und legte die Sachen aufs Kalbsfell.

Hilf mir mal mit der Wanne, sagte er. Danach kannst du die andern hier einwachsen.

Billy gehorchte. Sorgfältig wachste er die Fallen, rieb die Tellereisen ein, die Beschriftung darauf, die Stellhaken, mit denen die Bügel eingeklemmt wurden, die einzelnen Glieder der schweren, anderthalb Meter langen Ketten und die starken, zweispitzigen Anker. Damit die Fallen keine Hausgerüche annahmen, hängte der Vater sie anschließend hinaus in die Kälte. Als er am nächsten Morgen zu den Jungen hereinkam und nach Billy rief, war es noch dunkel.

Billy.

Ja, Sir.

In fünf Minuten steht's Frühstück auf dem Tisch.

Ja, Sir.

Bei Tagesanbruch ritten sie aus dem Hof; die Luft war klar und kalt. Die Fallen lagen im Weidenkorb; der Vater trug ihn mit gelockerten Schulterriemen, sodass der Korbboden auf dem hinteren Zwiesel auflag. Sie ritten direkt nach Süden. Oben auf Black Point glitzerte Neuschnee im Sonnenschein; über dem Tal war die Sonne noch nicht aufgegangen. Sie stand erst am Himmel, als die beiden die alte Straße nach Fitzpatrick Wells überquerten und dann am oberen Ende der Weide bergan in die Peloncillos zogen.

Vormittags hielten sie am Rand der Hochland-Vega an; dort lag das tote Kalb. Auf der Strecke bergan durchs Gehölz waren die Spuren, die das Pferd des Vaters drei Tage zuvor hinterlassen hatte, inzwischen verschneit; die im Schatten der Bäume noch nicht geschmolzenen Schneeflecken neben dem toten Kalb waren blutverschmiert, zertrampelt und von Kojotenspuren durchzogen, Fetzen des zerrissenen Tiers bedeckten da und dort den blutigen Schnee und die Erde. Der Vater hatte die Handschuhe abgestreift und drehte sich eine Zigarette; die Hand mit den Handschuhen am Sattelknopf, hockte er rauchend auf seinem Pferd.

Steig nicht ab, sagte er. Guck mal nach, ob du irgendwo ihre Spur siehst.

Sie ritten ein Stück weiter. Das Blut machte die Pferde